

Michael Meuser

Männerwelten.

Zur kollektiven Konstruktion
hegemonialer Männlichkeit

Schriften des Essener Kollegs für Geschlechterforschung
hrsg. von: Doris Janshen, Michael Meuser
I. Jg. 2001, Heft II, digitale Publikation
(Druckausgabe: ISSN 1617-0571)

Die Schriftenreihe und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte bleiben vorbehalten. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig und strafbar.

1. Einleitung: Die „ernsten Spiele des Wettbewerbs“

Pierre Bourdieu vermerkt in seinem Aufsatz über die „männliche Herrschaft“, der trotz seiner vom Autor selbstkritisch konstatierten gestalterischen Mängel (vgl. Bourdieu 1997b, 219) einen bedeutenden Beitrag zu einer soziologisch gehaltvollen Theorie der Männlichkeit darstellt, der männliche Habitus werde „konstruiert und vollendet ... nur in Verbindung mit dem den Männern vorbehaltenen Raum, in dem sich, unter Männern, die ernstesten Spiele des Wettbewerbs abspielen“ (Bourdieu 1997a, 203). Die Spiele, die Bourdieu anführt, werden in all den Handlungsfeldern gespielt, welche die Geschlechterordnung der bürgerlichen Gesellschaft als die Domänen männlichen Gestaltungswillens vorgesehen hat: In der Ökonomie, der Politik, der Wissenschaft, den religiösen Institutionen, im Militär sowie in sonstigen nicht-privaten Handlungsfeldern. Den Frauen ist in diesen Feldern eine marginale, gleichwohl für die Konstitution von Männlichkeit nicht unwichtige Position zugewiesen: „Von diesen Spielen rechtlich oder faktisch ausgeschlossen, sind die Frauen auf die Rolle von Zuschauerinnen oder, wie Virginia Woolf sagt, von schmeichelnden Spiegeln verwiesen, die dem Mann das vergrößerte Bild seiner selbst zurückwerfen, dem er sich angleichen soll und will“ (Bourdieu 1997a, 203).

Bourdieu entwirft seine Theorie der männlichen Herrschaft auf der Basis seiner Ende der fünfziger Jahre durchgeführten ethnographischen Forschungen in der kabyllischen Gesellschaft in Algerien, also auf der Basis derjenigen Forschungen, die ihm als empirischer Hintergrund für die Entwicklung des Habituskonzeptes gedient haben (vgl. Bourdieu 1979). Da die kabyllische Gesellschaft nur ein Prinzip sozialer Differenzierung kennt, nämlich dasjenige des Geschlechts, und da die Geschlechter zudem in einem Verhältnis starker und

hinsichtlich der geschlechtlichen Praktiken deutlich symbolisierter Polarität zueinander stehen, eignet der Geschlechter- und Sozialordnung dieser Gesellschaft gewissermaßen ein besonderer heuristischer Wert, um Grundprinzipien einer auf männlicher Dominanz aufgebauten Sozialordnung zu erläutern. In dieser Absicht rekurriert Bourdieu jedenfalls auf das ethnographische Material, das sowohl hinsichtlich des zeitlichen als auch des kulturellen Kontextes eine andere Sozialwelt repräsentiert als diejenige spätmoderner westlicher individualisierter Gesellschaften am Übergang vom 20. zum 21. Jahrhundert.

Sozialhistorische Forschungen zur Geschlechterordnung der bürgerlichen Gesellschaft (Frevert 1995; Hausen 1976; Honnegger 1991) zeigen, dass zumindest für deren Blütezeit im 19. Jahrhundert ebenfalls die ernstesten Spiele, welche die Männer unter sich austragen, konstitutiv für die Entwicklung des männlichen Habitus gewesen sind. An der Institution des Duells und der darin zu verteidigenden ‚männlichen Ehre‘ lässt sich exemplarisch ablesen, wie in den - hier hinsichtlich der möglichen Folgen für Leib und Leben dramatisch ernstesten - Spielen des Wettbewerbs der männliche Habitus geformt wird. Die Männlichkeit, die es im Duell unter Beweis zu stellen galt, war freilich keine ungeteilte, an der alle Männer unabhängig von Stand und Klasse teilhatten. Nicht nur Frauen waren ausgeschlossen, sondern ebenso nicht „satisfaktionsfähige“ Männer niederen sozialen Standes (vgl. Frevert 1991). „Wirkliche Ehre“ kann nur die Anerkennung bringen, die - so Bourdieu (1997a, 204) mit Blick auf die kabyllische Gesellschaft - von einem Mann gezollt wird, „der als ein Rivale im Kampf um die Ehre akzeptiert werden kann“. In der bürgerlichen Gesellschaft war die Klassenzugehörigkeit das Kriterium, das darüber entschied, wer als Rivale in Frage kam. - Anhand des Ehrenhändels lässt sich ein fundamentales Prinzip der Konstruktion und Reproduktion von Männlichkeit verdeutlichen: Eine doppelte Abgrenzung, die zu Dominanzverhältnissen sowohl ge-

genüber Frauen als auch gegenüber anderen Männern führt. Bourdieu (1997a, 215) spricht in diesem Zusammenhang von der „libido dominandi“ des Mannes „als Wunsch, die anderen Männer zu dominieren, und sekundär, als Instrument des symbolischen Kampfes, die Frauen“. In ähnlicher Weise, allerdings mit einer anderen Gewichtung, akzentuiert Connell (1987, 1995) mit seinem Konzept der „hegemonialen Männlichkeit“ die doppelte Distinktions- und Dominanzstruktur von Männlichkeit. Geschlecht ist eine relationale Kategorie nicht nur in dem Sinne, dass Männlichkeit allein in Relation zu Weiblichkeit bestimmt werden kann und vice versa, sondern zudem in der Hinsicht, dass der geschlechtliche Status eines Individuums auch in den Beziehungen zu den Mitgliedern der eigenen Genusgruppe bestimmt wird.

Die kompetitive, auch intern hierarchisch strukturierte und auf soziale Schließung hin angelegte Struktur der (bürgerlichen) Männlichkeit wird auch in anderen im 19. Jahrhundert sich entfaltenden Institutionen sichtbar, etwa in derjenigen der studentischen Verbindung. Dass und in welcher Weise diese männerbündische Welt nicht nur auf dem Ausschluss von Frauen, sondern auch auf subtilen Hierarchien der Männer untereinander beruht, lässt sich z. B. sehr schön in Heinrichs Manns Roman *Der Untertan* nachlesen.

Nun ist nicht zu übersehen, dass die Geschlechterordnung seit ca. drei Jahrzehnten einem sich beschleunigenden Transformationsprozess unterliegt. Die Veränderungen in den Beziehungen der Geschlechter zueinander, die nahezu ausschließlich den vielfältigen Initiativen von Frauen geschuldet sind, haben unter anderem die Konsequenz, dass die Frauen in zunehmend geringerem Maße die Funktion von „schmeichelnden Spiegeln“ erfüllen; wiewohl es auch dies noch gibt und in subtiler Form durchaus auch in zumindest dem Anspruch nach enttraditionalisierten privaten Geschlechterarrangements. Auch wenn der männliche Habitus in den erns-

ten Spielen, welche die Männer unter ihresgleichen austragen, konstituiert wird, ist die Position des Mannes in der Geschlechterordnung nicht losgelöst von derjenigen, welche die Frau einnimmt. Bourdieu (1997a, 204) sieht in der „weiblichen Unterwerfung“ eine „unersetzliche Form von Anerkennung“, eine „Anerkennung, die denjenigen, der ihr Gegenstand ist, in seiner Existenz rechtfertigt und darin, so zu existieren, wie er existiert“. Der „Vermännlichungsprozess“ sei wahrscheinlich „nur mit dem insgeheimen Einverständnis der Frauen ganz zu vollenden“.

Wenn, wofür sich vielfältige Belege anführen lassen, das implizite Einverständnis - mehr oder minder radikal und konsequent - aufgekündigt wird, dann ist die Frage zu stellen, in welcher Weise der männliche Habitus unter veränderten Bedingungen konstituiert wird; unter Bedingungen, die vor allem dadurch gekennzeichnet sind, dass sich, wie Bourdieu (1997b, 226) bemerkt, „die männliche Herrschaft nicht mehr mit der Evidenz des Selbstverständlichen durchsetzt“. Meine These, die im folgenden anhand unterschiedlichen empirischen Materials erläutert werden soll, ist, dass sich gerade unter den Bedingungen der Transformation der Geschlechterordnung die zentrale Bedeutung erweist, die der homosozialen Männergemeinschaft für die Reproduktion des männlichen Habitus zukommt. Es sind vor allem diese Gemeinschaften, in denen Männer unter ihresgleichen sind, welche das für den männlichen Habitus generative Prinzip der hegemonialen Männlichkeit als zentrales Kriterium von Männlichkeit bekräftigen. Diese Gemeinschaften sind ferner soziale Räume, in denen Männer Verunsicherungen, welche durch den Wandel der Geschlechterverhältnisse induziert werden, auffangen können und die ihnen habituelle Sicherheit vermitteln. In dieser Hinsicht lässt sich die homosoziale Männergemeinschaft als ein kollektiver Akteur der Konstruktion der Geschlechterdifferenz und von hegemonialer Männlichkeit begreifen.

2. Krise des Mannes? Reichweite, Ausprägungen und Konsequenzen der Transformation der Geschlechterordnung

Die Transformation der Geschlechterordnung ist Teil eines allgemeinen Prozesses gesellschaftlicher Enttraditionalisierung. Da Geschlecht - immer noch - ein ‚major status‘ ist, also eine Dimension der Sozialstruktur, an die grundlegende soziale Teilhabechancen sowie fundamentale soziale Identitäten geknüpft sind, haben die Umbrüche im Geschlechterverhältnis Auswirkungen auf die Entwicklung der sozialen Ordnung insgesamt. Die Struktur spätmoderner Gesellschaften wird in nicht geringem Maße vom Wandel der Geschlechterverhältnisse bestimmt.

Soziologische Theorien reflexiver Modernisierung beschreiben den Zustand westlicher (post-)industrieller Gesellschaften am Übergang vom 20. zum 21. Jahrhundert als eine Moderne, die mit ihren eigenen Prinzipien konfrontiert ist (vgl. Beck 1986, 1993; Beck/Giddens/Lash 1996; Giddens 1991). Giddens (1991, 3) zufolge sind die Konsequenzen der Moderne „more radicalized and universalized than before“. Traditionen sind zerbrochen, fundamentale Sicherheiten lösen sich auf. In nahezu jedem Bereich der sozialen Welt ist die vormalige Fraglosigkeit von Routinen und Habitualisierungen gefährdet.

Eine im rezenten Geschlechter- und Männlichkeitsdiskurs populäre These ist die einer mehr oder minder umfassenden Krise des Mannes. Diese These unterstellt, dass tendenziell sämtliche Angehörige des männlichen Geschlechts, wenn auch in unterschiedlichem Maße, in den Prozess der Auflösung von Sicherheiten involviert sind. Männer scheinen in einer radikalen Weise mit den Ambivalenzen der Moderne konfrontiert zu sein. Gefangen in einem Netz von Konfusionen, Zweifeln, Unsicherheiten und Ängsten, scheint es nur wenige Hoffnungen und positive Erwartungen zu geben. Folgt man dieser Diagnose, finden sich die Männer gegenwärtig auf der Schattenseite gesell-

schaftlicher Modernisierung wieder, sind sie nicht mehr die Protagonisten von Modernisierung, sondern deren Opfer. Das mag eine überzeichnete Beschreibung des Krisendiskurses sein, beschreibt aber dessen Essenz, wie eine genauere Betrachtung zeigt.

Walter Hollstein (1988) meint, die Männer seien mit einer selbst verursachten, gleichwohl nicht intendierten Entmännlichung konfrontiert. Die Technisierung der Welt richte sich gegen ihren Erfinder. „Mit der Erfindung der Technik hat sich der Mann sukzessive selbst entmännlicht. Er hat Kraft, Stärke, Persönlichkeit, Autorität, Unverwechselbarkeit und Pioniergeist an immer effizientere Geräte und Instrumente delegiert“ (Hollstein 1988, 25). Eine zweite Entwicklung, welche die Entmännlichung befördere, seien die Veränderungen, die sich auf der weiblichen Seite des Arrangements der Geschlechter ereignen. Gemäß der Logik eines Nullsummenspiels sieht Hollstein als Folge des historischen Aufstiegs der Frauen einen historischen Abstieg der Männer. Beide Entwicklungen brächten die Männer in eine Identitätskrise und mache das Männerbild „brüchig, unklar und defensiv“ (ebd., 27). Hollstein zufolge kulminiert die Krise des Mannes in einer Unterdrückungserfahrung; anders als die Frauen seien die Männer jedoch nicht in der Lage, den Unterdrücker zu benennen. Das, was die Männer unterdrücke, sei eine „gesellschaftliche Superstruktur“ (ebd., 30).

Es sind allerdings nicht nur Protagonisten und Mitglieder einer Männerbewegung, die eine Krisendiagnose stellen. Die französische Philosophin Elisabeth Badinter (1993, 156) schreibt über den „kranken Mann der 80er Jahre“, die „feministische Kritik am patriarchalen Mann macht die Aufspaltung des Selbst unerträglich“. Wie Hollstein sieht auch Badinter einen Identitätsverlust, verursacht durch die „neue Gleichung männlich = misslich“. Der Identitätsverlust manifestiere sich in

Phänomenen wie Impotenz, Fetischismus und Homosexualität (sic!).

Ein soziologisches Verständnis des Krisenbegriffs sieht eine Krise dann gegeben, wenn erwartbare Zukunft zerstört ist (Rammstedt 1978, 139), wenn also Handlungsrouninen nicht mehr den gewohnten Effekt zeitigen, Habitualisierungen gleichsam ‚vernichtet‘ werden und wenn dies eine Erfahrung ist, die nicht nur einzelne Individuen machen, sondern die für die Angehörigen einer sozialen Gruppe zu einer typischen Erfahrung wird. Legt man einen solchen Krisenbegriff zugrunde, dann ist nicht jede Verunsicherung und schon gar nicht jede Reaktion auf veränderte soziale Verhältnisse als eine Krise zu beschreiben. Verunsicherungen lassen sich auffangen, und wie eigene Forschungen gezeigt haben, legen Männer eine beachtliche Kreativität an den Tag, um Irritationen, die durch den Wandel der Geschlechterverhältnisse erzeugt werden, nicht in Krisenerfahrungen münden zu lassen.

Folgt man dem skizzierten soziologischen Verständnis, dann sind viele der Phänomene, die der populärpsychologische Männlichkeitsdiskurs als Krisensymptome identifiziert, nicht als solche zu begreifen. Als Krisenindikatoren gelten beispielsweise die bei Männern höheren Raten von Herzinfarkten, Selbstmorden, Magengeschwüren und Alkoholismus. Der beruflich erfolgreiche Manager, der die Persönlichkeitsstruktur eines ‚workaholic‘ aufweist und einen Herzinfarkt erleidet, erfährt jedoch, soziologisch gesehen, keine Krise der Männlichkeit. Vielmehr folgt er gerade dem Skript, das die Gesellschaft für Männer seines sozialen Milieus bereit hält und das ihm fraglos gegeben ist. Das mag mit nicht geringen Risiken für seine Gesundheit verbunden sein (und die mögen ihm sogar bewusst sein), eine krisenhafte Erfahrung seines Geschlechtsstatus impliziert dies nicht. Eine Krise seiner Männlichkeit wäre vielmehr dann gegeben, wenn dieser Mann seine riskanten Routinen un-

terbrechen und sie in einer geschlechtlich konnotierten Begrifflichkeit reflektieren würde.

Erst die geschlechtliche Konnotation einer Lebenskrise, wie sie ein Herzinfarkt darstellt, macht daraus eine individuelle Krise der Männlichkeit. Eine solche liegt prinzipiell dann vor, wenn die Zugehörigkeit zum männlichen Geschlecht zu einer basalen Interpretationsfolie wird, auf welcher der betroffene Mann nahezu seine gesamten persönlichen Probleme zu verstehen versucht. Als Folge wird die eigene Biographie tendenziell in jeder Hinsicht unsicher. Der geschlechtliche Habitus wird von einer Vorgabe zu einer Aufgabe, Mannsein als solches zum (therapiebedürftigen) Problem. Ein „unreflektiertes Zuhausein“ (Berger/Berger/Kellner 1987, 71) wird für eine zentrale Dimension der sozialen Welt verhindert. - Von einer gesellschaftlichen Krise des Mannes zu reden, also von einer die Angehörigen des männlichen Geschlechts umfassend tangierenden Krise, erfordert außerdem, dass nicht nur für einige Männer, sondern für deren Majorität Mannsein Aufgabe und Problem wird.

Eine krisenhafte Erfahrung der eigenen Männlichkeit ist freilich kein rein medial erzeugtes Phänomen; lebensweltliche Korrelate lassen sich durchaus finden; eigentümlicherweise vor allem in dem sozialen Milieu, in dem die Protagonisten der Krisentese zu Hause sind: im intellektuell-akademisch geprägten, stark individualisierten Milieu. Damit ist jedoch nicht gesagt, dass alle Männer aus diesem Milieu eine Krise der Männlichkeit erfahren. Die Krisendiagnose trifft mithin, wenn überhaupt, nur auf eine Minderheit der Männer zu. Daraus lässt sich allerdings ebenso wenig folgern, dass die Transformation der Geschlechterordnung die Lebensweisen und Lebenslagen von Männern unberührt ließe. Eine Modernisierung von Männlichkeit findet durchaus statt. Es lassen sich vielfältige Formen einer enttraditionalisierten Männlichkeit beobachten. Wie ich an anderer Stelle dargelegt habe, haben diese Veränderungen aber keines-

wegs zwangsläufig eine Gefährdung der hegemonialen Position des Mannes zur Folge. Im Gegenteil zeigt eine Reihe neuerer Untersuchungen, dass eine Modernisierung von Männlichkeit grundlegende habituelle Muster nicht sprengt, sondern in modifizierter Form reproduziert. Die kulturellen Ausdrucksformen des männlichen Habitus erfahren einen Gestaltwandel, in dessen Verlauf das ‚Erbe‘ des tradierten, hegemonial strukturierten Habitus deutlich sichtbar und wirksam bleibt (vgl. Meuser 2000b, 2001).

3. Homosoziale Gemeinschaften als Orte männlicher Selbstvergewisserung

Einen entscheidenden Anteil daran, dass trotz der Transformation der Geschlechterordnung und der wachsenden Kritik an männlichen Hegemonieansprüchen keine generelle Krise des Mannes sich entwickelt, haben homosoziale Männergemeinschaften. Lipman-Blumen (1976), die den Begriff der Homosozialität in die Geschlechterforschung eingeführt hat, versteht darunter „the seeking, enjoyment, and/or preference for the company of the same sex“ (ebd., 16), mithin eine wechselseitige Orientierung der Angehörigen eines Geschlechts aneinander. Lipman-Blumen zufolge ist Homosozialität eine Beziehungs- und Gesellungsform, die traditionell stärker von Männern als von Frauen praktiziert wird. Sie sieht in diesem Ungleichgewicht einerseits einen Ausdruck männlicher Dominanz, andererseits unterstütze dies die Reproduktion der Dominanz, indem Frauen von wichtigen Bereichen der sozialen Welt ausgeschlossen werden und die Kohäsion unter Männern gestärkt wird. Lipman-Blumen ergänzend ist hinzuzufügen, dass Homosozialität eine physische und eine symbolische Dimension hat und dass letztere entscheidend ist. Homosozialität meint zunächst die räumliche Separierung exklusiv-männlicher Sphä-

ren, d.h. die Konstitution von Orten, zu denen Frauen der Zutritt verwehrt wird. Das allein reicht aber nicht aus, wie sich eindrücklich an der Welt der neuen Männergruppen zeigen lässt (vgl. Meuser 1998, 223ff.). Bedeutsamer ist die symbolische Dimension, die darin besteht, dass die Ausbildung moralischer Orientierungen, politischer Einstellungen sowie von Wertsystemen primär im wechselseitigen Austausch der Geschlechtsgenossen untereinander geschieht und dass die Geschlechtsgenossen sowohl die signifikanten als auch die generalisierten Anderen sind, an denen der einzelne Mann sich orientiert. Wenn, wie in manchen neuen Männergruppen üblich, der feministische Diskurs zur zentralen Interpretationsfolie wird, welche die Wahrnehmung sozialer Verhältnisse sowie der eigenen Position in der Sozialordnung strukturiert, dann fehlt trotz aller Geschlechtsexklusivität des Zugangs eine konstitutive Dimension von Homosozialität.

Homosoziale Männergemeinschaften sind lebensweltliche Orte, an denen sich Männer wechselseitig der Normalität und Angemessenheit der eigenen Weltsicht und des eigenen Gesellschaftsverständnisses vergewissern können. Dies geschieht umso effektiver, je weniger es den Beteiligten bewusst ist, dass die Gemeinschaft genau diese Funktion erfüllt. Insbesondere die geschlechtliche Selbstvergewisserung, also die wechselseitige Bestätigung, was einen (normalen) Mann ausmacht, geschieht gewöhnlich nicht in Gestalt einer expliziten Thematisierung von Geschlechtlichkeit. Wenn man Mitglieder solcher Gemeinschaften fragt, welches der Zweck ihres Zusammenseins ist, dann lautet eine typische, Milieugrenzen überschreitende Antwort: „Spaß haben“ und „blödes Zeug reden“. Fordert man die Männer jedoch auf, ihr Mannsein zum Gegenstand der Diskussion zu machen, dann evoziert das Unverständnis, Befremden und Unwillen (vgl. Meuser 1998). Die bereits von Simmel (1985 [1911]) als Kerngehalt von Männlichkeit beschriebene Hypostasierung des Männlichen zum Allgemein-

Menschlichen geschieht in der homosozialen Männergemeinschaft u.a. dadurch, dass die konstituierende Bedeutung der Gemeinsamkeit des Geschlechts oftmals geradezu ausgeblendet wird. Obwohl die Männer, die den Vorzug ihrer Gemeinschaft in dem Spaß sehen, den sie dort haben, betonen, eine ähnlich vergnügliche Atmosphäre sei in der Anwesenheit von Frauen nie und nimmer möglich, bemerken sie an einer anderen Stelle der Gruppendiskussion, die Geschlechtshomogenität sei mehr Zufallsprodukt als gezielt intendiert. Diese Männer, eine Fußballmannschaft, argumentieren, sie seien nicht zusammen, weil sie Männer sind, sondern um über den gemeinsam betriebenen Sport „eine größere Beziehung zu anderen zu finden“; und diese anderen seien „nun zufällig gerade Männer“. „Theoretisch“ könnten auch Frauen mitspielen. Die selbst wahrgenommene Intention ist also nicht die, einen Männerclub zu gründen, man findet aber einen Rahmen, der es - natürlich gerade nicht zufällig - mit sich bringt, dass das Bedürfnis nach zwischenmenschlicher Nähe unter und mit Geschlechtsgenossen realisiert wird.

Die homosoziale Männergemeinschaft ist ihren Mitgliedern gewissermaßen ein Refugium, in dem sie sich in ein entspanntes Klima zurückziehen können. Um dieses Klima zu schaffen, ist die Abwesenheit von Frauen konstitutiv. Zum einen müssen die Männer dort nicht die Anstandsregeln beachten, die - ihrem Selbstverständnis zufolge - für die Interaktion mit Frauen gelten. Die Männergemeinschaft ist mithin ein Ort mit verminderten Anforderungen an Selbstbeherrschung. Zum anderen erfahren die Männer diese Gemeinschaft auch in der Hinsicht als entlastend, dass sie dort nicht mit der erotisch aufgeladenen Geschlechterspannung konfrontiert sind, die in Kopräsenz von Frauen zumindest virtuell immer vorhanden sei. Insgesamt sei die Interaktion mit Frauen angespannter und anstrengender, während die Männerrunde als von Harmonie und wechselseitiger Offenheit geprägt beschrie-

ben wird. Dass die homosoziale Männergemeinschaft auch kompetitive Strukturen hat (s.u.), wird zumindest dann nicht gesehen, wenn es um die Abgrenzung gegenüber heterosozialer Interaktion und gegenüber der Welt der Frauen geht. In dieser Abgrenzung erscheint die homosoziale Gemeinschaft als das Handlungsfeld, in dem Männlichkeit authentisch gelebt werden kann, in dem der Mann gewissermaßen bei sich ist: In „gemischtgeschlechtlichen Gruppen ... gibt man sich nicht so, wie man eigentlich ist“, heißt es in einer Gruppendiskussion. Die skizzierten Vorzüge der Geschlechtshomogenität werden in homosozialen Freizeitgemeinschaften (Clubs, Stammtische, Fußballmannschaften usw.) in gleicher Weise erfahren wie an homosozial strukturierten Arbeitsplätzen. Letztere gibt es, seitdem auch die letzten Domänen exklusiv männlicher Berufe sich auflösen, immer seltener. Studien über traditionell männlich geprägte Arbeitsfelder, in denen eine oder einige wenige Frauen (sog. „token“) die geschlechtliche Homogenität aufbrechen, zeigen aber gerade mit Blick auf die dadurch entstehenden Brüche in der eingespielten Interaktionskultur, wie sehr die Männer die homosoziale Gemeinschaft als Ort männlicher Authentizität schätzen. Was neben anderem mit der Anwesenheit von Frauen in Gefahr steht, ist die „clubby atmosphere“ (vgl. Fine 1987; Kanter 1987).

Die homosoziale Gemeinschaft fundiert habituelle Sicherheit in vielfältiger Weise. Sie stiftet Solidarität unter den Männern, versorgt sie mit symbolischen Ressourcen, verstärkt die Grenzen zwischen den Geschlechtern, denen sie ihre Existenz andererseits verdankt. Indem sie den Männern Gelegenheiten verschafft, sich wechselseitig der Differenz zu vergewissern, ist sie ein kollektiver ‚Akteur‘ der Konstruktion der Differenz. In einer Epoche, in der die gesellschaftliche Vormachtstellung des Mannes verstärkt in Frage gestellt wird, dient die wechselseitige Vergewisserung der eigenen Normalität mehr noch, als sie es schon immer getan hat, der Sicherung männlicher Hegemonie.

Die homosoziale Gemeinschaft tut dies u.a. dadurch, dass sie hilft, gesellschaftliche Entwicklungen, von denen potentiell eine Irritation der hegemonialen Position des Mannes ausgehen könnte, so wahrzunehmen und zu interpretieren, dass der hegemoniale Anspruch eher gestärkt als geschwächt wird. So wird etwa die männliche Selbstdefinition als Ernährer der Familie auch dann noch aufrechterhalten (und von den Geschlechtsgegnossen gestützt), wenn die materielle Basis hierfür schon längst prekär geworden ist (vgl. Meuser 1998, 190ff.).

4. Irritationen und Sicherheiten

Nicht nur in der Arbeitswelt, auch darüber hinaus hat der Wandel der Geschlechterverhältnisse dazu geführt, dass traditionell Männern vorbehaltene Handlungsfelder sich für Frauen öffnen bzw. - vielfach durch Gerichtsurteile erzwungen - öffnen müssen. Selbst strikt männerbündisch ausgerichtete Organisationen wie z. B. der Rotary-Club sind davon nicht ausgenommen. King (2000, 98) weist darauf hin, dass nicht erst in den letzten 30 Jahren, sondern bereits im Verlaufe des gesamten 20. Jahrhunderts als Folge der „zunehmenden Partizipation von Frauen in Institutionen der Bildung und der Öffentlichkeit“ junge Männer während der für die Entwicklung von Geschlechtsidentitäten wichtigen Phase der Adoleszenz „nicht mehr - oder zumindest nicht ausschließlich - in einen männerbündisch strukturierten öffentlichen Raum eingebunden“ sind. Für die jungen Männer habe dies die Konsequenz, „nun auch im öffentlichen Raum mit der Notwendigkeit und Möglichkeit der Kooperation wie auch der Konkurrenz mit jungen Frauen konfrontiert zu werden“. Damit seien tradierte Männlichkeitskonstruktionen bedroht.

Gruppendiskussionen mit Studenten haben gezeigt, dass diese jungen Männer den für ihre Lebensphase entscheidenden öffentlichen Raum, die Universität, als einen potentiell konfliktträchtigen Raum erleben, in dem gleichaltrige Frauen sie mit Ansprüchen konfrontieren, die sie mitunter als eine Bedrohung des eigenen Geschlechtsstatus erfahren (vgl. Meuser 1998, 203ff.). Manchen von ihnen erscheint die Universität als ein feministisch okkupierter Raum, in dem sie als Männer, d. h. wegen ihrer Geschlechtszugehörigkeit und ohne Ansehen des individuellen Handelns, unter Anklage gestellt sind. Wenn solche Erfahrungen trotz der Irritationen, die sie auslösen, nicht zu einer existenziellen Verunsicherung führen, also nicht eine Krise der Männlichkeit zur Folge haben, dann geschieht dies deswegen nicht, weil es auch für diese jungen Männer immer noch homosoziale Räume gibt, in die sich zurückziehen können und die ein effektives Gegengewicht gegen die in Teilen des öffentlichen Raums erfahrenen Verunsicherungen bilden. Hier können sie die Irritationen verarbeiten, hier können sie die Maßstäbe, die ihrer Ansicht nach in der Universität verrückt sind, wieder zurecht rücken, hier können sie sich wechselseitig darin bestätigen, dass die unter Männern gültige Sicht auf die gesellschaftlichen Verhältnisse die ‚eigentlich‘ angemessene Sicht ist. Die dabei gewonnene habituelle Sicherheit bleibt allerdings prekär, weil sie nur im Binnenraum der Männergemeinschaft gewiss ist, während die Interaktion mit Frauen ein unsicheres Terrain ist, in dem man sich nur mit Vorsicht bewegen kann.

Typisch für die homosozialen Gemeinschaften junger Männer ist, dass deren Mitglieder eine hegemoniale Orientierung wechselseitig nachgerade einfordern - auch und gerade dann, wenn es ausreichende Evidenzen gibt, dass ihre alltägliche Handlungspraxis dem hegemonialen Ideal nicht gerecht wird. Das zeigen sehr deutlich die in peer groups von Adoleszenten gepflegten Männlichkeitsrituale (vgl. Böhnisch/ Winter 1993; Möller 1997b). Aber auch für spätere Lebensphasen ist

dies zu beobachten, wie eigene Forschungen gezeigt haben. Während einer Gruppendiskussion mit Studenten beispielsweise versucht einer aus der Gruppe mehrfach, seine Freundin anzurufen. Das veranlasst die anderen zu dem Kommentar, hieran könne man sehen, „dass Frauen eben auch manchmal die Hosen anhaben“.

In der Folge entwickelt sich eine Diskussion, in welcher der so Herausgeforderte zu belegen versucht, dass, auch wenn es anders aussehen mag, er derjenige sei, der in der Beziehung das Sagen habe. Die anderen nehmen ihm das nicht ab und zwingen ihn so zu immer neuen Behauptungen seiner Dominanz. Auf diese Weise hält die Gruppe im Wechselspiel zwischen Angriff und Verteidigung das Ideal der hegemonialen Männlichkeit aufrecht. Der Angegriffene tut dies, indem er auch gegen noch so viele Gegenevidenzen am hegemonialen Anspruch festhält, die anderen dokumentieren dadurch, dass sie ihn gewissermaßen zu immer neuen Begründungen zwingen, wie sehr sie Männlichkeit mit Hegemonialität identifizieren.

Das Einfordern männlicher Hegemonie geschieht nicht notwendig und in späteren Lebensphasen wohl eher selten in derart massiver Form. Zumeist genügen kleine, im Verlauf der Kommunikation beiläufig platzierte Hinweise, um den hegemonialen Anspruch zu verdeutlichen. Das kann die Frage von Arbeitskollegen an den verheirateten Kollegen sein, der immer ohne Pausenbrote zur Arbeit kommt, ob ihm denn seine Frau nicht die Verpflegung zubereite, oder die Bemerkung der Kameraden in der Fußballmannschaft, auf den Mitspieler, der nach dem Spiel nicht mit in die Kneipe geht, warte zu Hause wohl schon seine Frau. Das sind subtile Erinnerungen an die ‚Abweichenden‘, welche Haltung gegenüber (Ehe-)Frauen einem Mann ‚angemessen‘ ist. In dem letzten Fall versteht der betroffene Mann, der nicht nur Mitglied der Fußballmannschaft, sondern auch einer Männergruppe ist, die Bemerkung übrigens selbst als eine Entwertung seiner Männlichkeit; er sieht sich

vorgeführt als „der Schlappeini, den die Frau wieder in der Knute hat“.

Homosoziale Gemeinschaften sind institutionelle Stützen des Leitbildes der hegemonialen Männlichkeit. Sie bieten ihren Mitgliedern unter anderem die Möglichkeit, tradierte Bilder männlicher Hegemonie auch gegenüber Irritationen aufrechtzuerhalten, wie sie durch die Umbrüche im Geschlechterverhältnis erzeugt werden. Sie vermitteln habituelle Sicherheit, was gerade in Zeiten des Umbruchs der Geschlechterordnung von großer Bedeutung ist. Auch wenn die Erwartungen, die an die Mitglieder gestellt werden, vielfach rigide sind, so haben sie doch den Vorzug, klar zu sein. Eine homosoziale Männergemeinschaft mag zwar ein „stahlhartes Gehäuse der Hörigkeit“ (Max Weber) sein, aber das hat nicht notwendigerweise zur Folge, dass die Bewohner des Gehäuses sich gegen die Zwänge auflehnen, denen sie unterliegen.

5. Homosoziale Gemeinschaften und die kompetitive Struktur von Männlichkeit

Hegemoniale Männlichkeit ist durch die eingangs beschriebene doppelte Distinktions- und Dominanzstruktur gekennzeichnet. Im vorigen Kapitel ist die homosoziale Männergemeinschaft als ein Ort beschrieben worden, an dem der Anspruch männlicher Dominanz gegenüber Frauen im doppelten Sinne des Wortes behauptet wird. Diese Gemeinschaft ist ferner einer der Orte, an denen die zweite, kompetitive Dimension hegemonialer Männlichkeit inszeniert wird, an denen „die ernstesten Spiele des Wettbewerbs“ ausgetragen werden. Das geschieht zum Teil in einer im landläufigen Sinne spielerischen Form, wie z. B. bei den Studenten, die darüber streiten, wer „die Hose anhat“ (s.o.): Als Wortgefecht, das gleichwohl eine typische und sozial folgenreiche Variante der ernstesten Spiele darstellt. Daneben gibt es

ernste Spiele, die auch im Alltagsverständnis als ernst und weniger als Spiele bewertet werden, weil Positionen, Macht, Einfluss, Geld ‚auf dem Spiel stehen‘ oder weil ernsthafte Folgen für Leib und Leben nicht auszuschließen sind.

Insbesondere die zuletzt genannten Spiele finden typischerweise in einem kollektiven Rahmen statt, sind Teil der Aktivitäten homosozialer Männergemeinschaften. Das sei beispielhaft anhand zweier solcher Gemeinschaften verdeutlicht, deren Handlungen zudem wechselseitig aufeinander bezogen sind: anhand von Hooligans und von Polizisten. Ein für die Welt der Hooligans reichhaltiges Anschauungsmaterial liefert eine von Bohnsack u. a. (1995) durchgeführte jugendsoziologische Studie. Die Kämpfe mit anderen Hooligangruppen, die zumeist gezielt arrangiert werden, fungieren als Mittel der wechselseitigen Anerkennung (ebd., 69). Das sind zwar andere „ernste Spiele des Wettbewerbs“ als diejenigen, die auf den Feldern von Wirtschaft und Politik ausgetragen werden, aber auch hier formt sich der männliche Habitus. Der Kampf, zumal der nach den szeneeinternen Fairness-Regeln ausgetragene, ist Männlichkeitsritual, und das Durchhalten bis zum Ende dient sowohl der Selbstvergewisserung der eigenen Männlichkeit als auch der Männlichkeitsdarstellung gegenüber den anderen. Darin, in der Logik des ‚doing masculinity‘, ist der Kampf der Hooligans der vormals legitimen, im adeligen und bürgerlichen Milieu nicht nur geduldeten, sondern unter bestimmten Bedingungen geforderten Form der Gewaltanwendung im Rahmen des Duells strukturell ähnlich (s. o.).

Im kollektiven Aktionismus entstehen Kameradschaft und Solidarität, wie dies ebenfalls in gesellschaftlich geförderten Institutionen der Männlichkeit geschieht: „Aus der nicht antizipierbaren Entwicklung der Situation des Kampfes, die sich verlaufskurvenförmig entwickelt, resultiert ein situatives Aufeinanderangewiesensein, das man in ähnlicher Weise im Sport findet oder in der erzwungenen Schicksalsgemeinschaft von

Soldaten“ (Bohnsack u.a. 1995, 87). Im Aktionismus wird eine spezifische Form von Männlichkeit demonstriert. In der Gewalt gegen andere Männer, die immer eine potentielle Gefährdung der eigenen körperlichen Unversehrtheit impliziert, entwickelt sich männliche Solidarität. Eine zwar nicht gezielt gesuchte, aber, wenn sie sich ergibt, bereitwillig genutzte Gelegenheit, ‚seinen Mann zu stehen‘, ist die Konfrontation mit einem überlegenen Gegner, sei es eine andere, mehr Mitglieder umfassende oder in der Szene ein hohes Ansehen genießende Hooligangruppe, sei es die Polizei (ebd., 221; Matthesius 1992, 200).

Die hier praktizierten ‚Spiele‘ sind eindeutig Machtspiele. Sie unterscheiden sich in den Mitteln von sonstigen Spielen der Männer, nicht aber in der Geschlechtslogik. Die Gewalt sorgt für Distinktion in zwei Richtungen: gegenüber anderen Männern, die unterlegen sind oder sich dem Kampf verweigern, und gegenüber Frauen, die von den Kämpfen der Männer ausgeschlossen sind. Das Gewalthandeln folgt damit der (Distinktions-) Logik der hegemonialen Männlichkeit, ohne doch eine solche zu konstituieren. Eine von Connell (1987, 1995) getroffene Unterscheidung aufnehmend lässt sich die Männlichkeit, die dort hergestellt wird, als eine „untergeordnete Männlichkeit“ bezeichnen. Sie verschafft nämlich keinen Zugang zu den ernstesten Spielen des Wettbewerbs, in denen über die Verteilung von gesellschaftlichen Machtpositionen entschieden wird. Wiederum Connell (1993) zufolge wird hegemoniale Männlichkeit prototypisch von den Angehörigen gesellschaftlicher Funktionsebenen verkörpert.

Die skizzierte Geschlechtslogik des Gewalthandelns lässt sich nicht nur bei Hooligans finden. Sie scheint überall da gegeben zu sein, wo (zumeist junge) Männer in kollektiver Aktion Gewalt gegen andere Männer ausüben, etwa bei den von Willis (1979) beschriebenen englischen Schülern aus der Arbeiterklasse, den sogenannten „Lads“, wie bei deutschen ausländerfeindlichen jungen Männern (Möller 1995), aber auch bei türki-

schen Straßengangs in Deutschland (Tertilt 1996). Die Gemeinsamkeit der Geschlechtslage bedingt offensichtlich habituelle Homologien, die quer liegen zu den sonstigen, trennenden sozialen Zugehörigkeiten.

Bei all diesen Gruppen ist Gewalt nur ein Teil der kollektiven Aktivitäten, zumeist der geringste. Bei den Hooligans lässt sich die Verknüpfung des Gewalthandelns mit einer anderen, oben skizzierten Form des doing masculinity feststellen. Gewalt ist - in diesem Milieu - gewissermaßen eine Fortsetzung der Geselligkeit mit anderen Mitteln. Dies bringt einer der von Bohnsack u. a. (1995: 225) interviewten Hooligans recht anschaulich zum Ausdruck:

"Wat wichtig is, is eigentlich dette, daß äh-daß wer hinfahren und uns dann eben treffen, det Drum-Herum, bißchen in der Kneipe sich amüsieren, Spaß haben, bißchen wat trinken und denn vor dem Spiel sich vielleicht n bißchen rumzuprügeln, wenn man eben die Leute da trifft, mit denen man sich rumprügeln kann, oder eben nach dem Spiel, wenn die Polizei nicht dazwischenfunkt".

Die Verknüpfung des Ernstes mit dem Spielerischen wird hier sehr plastisch zum Ausdruck gebracht. Eine Verknüpfung ernster und spielerischer Elemente lässt sich auch bei denen beobachten, deren Aufgabe es ist, das Gewalthandeln der Hooligans sowie sonstige Verstöße gegen die Rechtsordnung zu unterbinden: bei der Polizei. Auch hier wird deutlich, dass und in welcher Weise die Solidarität einer Männergemeinschaft kompetitive Elemente enthält. Instruktiv sind in diesem Zusammenhang eine Fallstudie von Hüttermann (2000) und eine Untersuchung von Behr (2000).

Hüttermanns ethnographische Studie einer in einem sozial benachteiligten Duisburger Stadtteil angesiedelten Polizeinspektion verweist u. a. auf den Stellenwert, den eine kompetitiv strukturierte Scherzkommunikation der Polizisten untereinander für die Konstitution der homosozialen Männergemein-

schaft sowie für die „Initiation“ junger Polizisten in diese Gemeinschaft hat. „Scherzhafte Kraftausdrücke und Machogehabe sind in diesem Zusammenhang ein Mittel, ‚Neuankömmlinge‘ in das Gefüge und Gebaren der Dienstgruppe ‚einzustielen‘“ (Hüttermann 2000, 16). Das „Einstielen“, ein von den Polizisten selbst verwendeter Begriff, dient zugleich dazu, die Neuen auf die lokalen Aufgaben vorzubereiten: die Kontrolle der örtlichen, männerdominierten „Eckensteher-Gesellschaft“. Die Studie zeigt des weiteren, dass sich der geschlechtliche Habitus der sogenannten „Street Corner-Polizisten“ dem Habitus derjenigen angleicht, die kontrolliert werden sollen.

Beide „Seiten suchen den ‚Kick‘ des Risikos und der Verschmelzung mit einem übergeordneten Ethos, - dem Ethos der Männlichkeit und der Männersolidarität. Beide Seiten setzen auch auf das archaische und zugleich männliche Konzept der Akkumulation symbolischen Kapitals (in Form von Ehre) durch Platzhirschgebaren und Charakterwettkämpfe, welche das Bis-an-die-Schwelle-zur-Eskalation-Gehen einschließen. Und beide Seiten brauchen die jeweils andere Seite, um das, was sie sind, zu reproduzieren“ (ebd., 21).

Dieses aufeinander Verwiesensein konstituiert einen wechselseitig gezollten „soldatisch-ritterlichen Respekt“ und macht es für den „Eckensteher“ prinzipiell vorstellbar, auf die andere Seite zu wechseln und dort sein Bemühen um den Erwerb symbolischen Kapitals fortzusetzen. Das Handeln der Polizisten hat eine doppelte kompetitive Struktur, zum einen gegenüber den „Eckenstehern“, mit denen sie um „statusverbürgende Anerkennung“ ringen (ebd., 19), zum anderen gegenüber anderen Einheiten in der Polizei. Die „Street Corner-Polizisten“ grenzen sich von den sachbearbeitenden Polizisten ab, die in ihrer von „action“ geprägten Welt als „lame ducks“ erscheinen.

Mit Bezug auf die Untersuchung von Behr (2000, 87ff.) über die geschlechtliche ‚Substruktur‘ der Polizei lässt sich feststellen, dass die von den „Street Corner-Polizisten“ prakti-

zierte Männlichkeit das hegemoniale Ideal innerhalb der Polizei verkörpert, welches Behr als „Krieger-Männlichkeit“ bezeichnet. Obwohl diese Männlichkeit von den meisten Polizisten nicht praktiziert wird, kommt ihr untere Polizisten eine kulturelle Leitbildfunktion zu. Sie eignet sich mithin als Distinktionsmittel, um Statusunterschiede innerhalb der Polizei zu begründen. Für Polizisten, die diese Männlichkeit verkörpern, ist der Kampf Männersache. Zur Legitimation des Kampfes wird ein Motiv bemüht, das für die Struktur hegemonialer Männlichkeit ebenso typisch ist, wie es das wettbewerbliche Moment ist: den „nicht-kriegerischen Teil der Gesellschaft“ zu beschützen: „Frauen, Kinder, alte Menschen“ (ebd., 105).

6. Schluss

Die Welt der Hooligans, der Polizisten und andere, hier nicht näher vorgestellte Männerwelten - das Militär (vgl. Klein 2000, 2001), die Politik (vgl. Kreisky 1995, 2000), die Wirtschaft (Lange 1998), Teilbereiche des Sports (Klein 1990) - haben bei allen Unterschieden eines gemeinsam: Es sind kompetitiv strukturierte soziale Orte, in denen zum einen der - heute allerdings nicht mehr bruchlos gelingende - Ausschluss von Frauen praktiziert wird, in denen zum anderen Hierarchien von Männlichkeit hergestellt werden. Darin ist eine fundamentale Milieu-, Generations- und möglicherweise auch ethnische Grenzen transzendierende strukturelle Homologie homosozialer Männergemeinschaften zu sehen.

Der Ausschluss von Frauen ermöglicht die Atmosphäre, die vielen Männern als Garant männlicher Authentizität gilt. Die Männergemeinschaft vermittelt die habituelle Sicherheit, die zumindest junge Männer in der Interaktion mit Frauen, welche jene in zunehmendem Maße mit Egalitätsansprüchen

konfrontieren, immer schwieriger zu gewinnen vermögen. Insofern wird die homosoziale Gemeinschaft als ein Ort erfahren, an dem man sich, von irritierenden Ansprüchen entlastet, in ein Netz der Solidarität fallen lassen kann.

Die Anstrengungen, welche die kompetitive Struktur der homosozialen Gemeinschaft erfordert, heben diese entlastende Funktion nicht auf. Auch wenn in den Spielen des Wettbewerbs einiges auf dem Spiel steht, z. B. die männliche Ehre, weiß man doch um die Regeln, verfügt man über Handlungsroutinen, die bislang nicht entwertet sind, und wird man gegebenenfalls, wie das Beispiel des „Einstielens“ junger Polizisten zeigt, von erfahrenen Männern initiiert. Das geht, wie bei jedem männlichen Initiationsritual, das wirksam ist, nicht ohne Schmerzen ab (vgl. Gilmore 1991). Insgesamt besteht die Welt des Wettbewerbs aus einer Vielzahl von Zwängen. Das Zwanghafte wird von vielen Männern durchaus gesehen; allerdings hat dieses Wissen keineswegs zwangsläufig die Konsequenz, dass man sich diesen Zwängen entziehen will. Ganz im Gegenteil sind vielen Männern die ernstesten Spiele des Wettbewerbs eine Quelle lustvoller Erfahrungen. Das lässt sich bei den Hooligans beobachten, wenn sie über ihre Kämpfe berichten - und nicht nur über die gewonnenen (sehr eindrücklich geschildert bei Buford 1992). Das zeigen aber auch Berichte von Managern darüber, wie sie ihre z. T. extrem anstrengende und kräftezehrende Arbeit erleben (vgl. Behnke/Liebold 2001).

Mit diesem Resümee soll nicht insinuiert werden, es gäbe keine Männer, die unter der Wettbewerbs-Männlichkeit leiden. Es gibt sie, und möglicherweise nimmt ihre Zahl zu. Diesen Männern wird die Welt der homosozialen Männergemeinschaft mit ihrer kompetitiven Struktur fremd; sie gewinnen dort nicht (mehr) die habituelle Sicherheit, die diese Welt anderen Männern vermittelt. Einige versuchen neue Formen von Männergemeinschaften aufzubauen, etwa in Gestalt von Männergruppen, deren Ziel eine kritische Auseinandersetzung mit tra-

ditionellen Männlichkeitsmustern ist. Schaut man sich diese Gruppen genauer an, entdeckt man eine Vielzahl von Ambivalenzen, in denen zum Ausdruck kommt, dass diese Gruppen es bislang nicht geschafft haben, eine neue, anders strukturierte habituelle Sicherheit zu vermitteln (vgl. Behnke/Loos/Meuser 1995; Meuser 1998, 223ff.). Begreift man mit Bourdieu den Habitus als inkorporierte soziale Struktur und berücksichtigt man dessen Beharrungsvermögen, verwundert das nicht. Der Weg, den neue Richtungen innerhalb der Männergruppenszene gehen, integriert bezeichnenderweise kompetitive Elemente (welche vor allem auf der Ebene von Körperpraktiken angesiedelt sind) in ein auf Veränderung hin orientiertes Konzept (vgl. Haindorff 1997). Dieses Anknüpfen an tradierte Strukturelemente des männlichen Habitus vermag vermutlich zu erklären, dass diese neuen Richtungen eine recht hohe Attraktivität für solche Männer besitzen, die in ihrer Geschlechtsidentität verunsichert sind (vgl. Behnke/Meuser 1996; Meuser 2000a).

Der kurze Blick auf die Entwicklung der Männergruppenszene, deren Varianten hier nicht näher expliziert werden können, zeigt einmal mehr: Auch unter den Bedingungen einer Transformation der Geschlechterordnung bzw. gerade unter diesen Bedingungen erweist sich die zentrale Bedeutung, die den homosozialen Männergemeinschaften für die Konstitution und Reproduktion des männlichen Habitus zukommt. Die Transformation der Geschlechterordnung ist (noch) nicht so weit fortgeschritten, dass die Anwendungsbedingungen des männlichen Habitus wegbrechen. Außer bei radikalen Umbrüchen repräsentieren Bourdieu (1979, 170f.) zufolge die Anwendungsbedingungen des Habitus „einen partikularen Zustand“ derjenigen Strukturen, die - historisch-genetisch - der Entstehung des Habitus zugrunde liegen. Die Geschlechterordnung am Übergang vom 20. zum 21. Jahrhundert ist offensichtlich noch nicht so weit von ihren ‚Ursprüngen‘ in der bür-

gerlichen Gesellschaft des 18. und 19. Jahrhundert entfernt, als dass sie zumindest den Männern nicht mehr diesen - bei allen Veränderungen immer noch Kontinuitäten verbürgenden - „partikularen Zustand“ offerierte.

Literatur

- Badinter, Elisabeth (1993): XY. Die Identität des Mannes, München.
- Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt a. M..
- Beck, Ulrich (1993): Die Erfindung des Politischen. Zu einer Theorie reflexiver Modernisierung, Frankfurt a. M..
- Beck, Ulrich/Giddens, Anthony/Lash, Scott (1996): Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse, Frankfurt a. M..
- Behnke, Cornelia (1997): „Frauen sind wie andere Planeten“. Das Geschlechterverhältnis aus männlicher Sicht, Frankfurt a. M..
- Behnke, Cornelia/Liebold, Renate (2001): Beruflich erfolgreiche Männer: Belastet von der Arbeit - belästigt von der Familie, erscheint in: Döge, P./Meuser, M. (Hg.): Männlichkeit und soziale Ordnung. Neuere Beiträge zur Geschlechterforschung, Opladen.
- Behnke, Cornelia/Loos, Peter/Meuser, Michael (1995): „Wir kommen über das Reden nicht hinaus“. Selbstreflexion und Handlungspraxis in Männergruppen, in: Widersprüche, Heft 56/57: 119-127.
- Behnke, Cornelia/Meuser, Michael (1996): Ausdiskutieren oder Ausschwitzen. Männergruppen zwischen institutionalisierter Dauerreflexion und neuer Wildheit, in: Knoblauch, H. (Hrsg.): Kommunikative Lebenswelten. Zur Ethnographie einer geschwätzigen Gesellschaft, Konstanz: 31-51.
- Behr, Rafael (2000): Cop Culture - Der Alltag des Gewaltmonopols, Opladen.
- Berger, Peter L./Berger, Brigitte/Kellner, Hansfried (1987): Das Unbehagen in der Modernität, Frankfurt a. M..
- Böhnisch, Lothar/Winter, Reinhard (1993): Männliche Sozialisation, Weinheim/München.
- Bohnsack, Ralf u. a. (1995): Die Suche nach Gemeinsamkeit und die Gewalt der Gruppe. Hooligans, Musikgruppen und andere Jugendcliquen, Opladen.
- Bourdieu, Pierre (1979): Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft, Frankfurt a. M..
- Bourdieu, Pierre (1997a): Die männliche Herrschaft, in: Dölling/Krais 1997: 153-217.
- Bourdieu, Pierre (1997b): Eine sanfte Gewalt. Pierre Bourdieu im Gespräch mit Irene Dölling und Margareta Steinrücke, in: Dölling/Krais 1997: 218-230.
- Buford, Bill (1992): Geil auf Gewalt. Unter Hooligans, München/Wien.
- Connell, R. W. (1987): Gender and Power. Society, the Person and Sexual Politics, Cambridge.

- Connell, R.W. (1993): The Big Picture: Masculinities in Recent World History. In: Theory and Society 22: 597-623.
- Connell, R.W. (1995): Masculinities, Cambridge/Oxford.
- Dölling, Irene/Krais, Beate (Hrsg.) (1997): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis, Frankfurt a. M.
- Fine, Gary Alan (1987): One of the Boys: Women in Male-Dominated Settings, in: Kimmel, M. (Hg.): Changing Men. New Directions in Research on Men and Masculinity, Newbury Park: 131-147.
- Frerichs, Petra/Steinrücke, Margareta (1997): Kochen - ein männliches Spiel? Die Küche als geschlechts- und klassenstrukturierter Raum, in: Dölling/Krais 1997: 231-255.
- Frevert, Ute (1991): Ehrenmänner. Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft, München.
- Frevert, Ute (1995) „Mann und Weib, und Weib und Mann“. Geschlechter-Differenzen in der Moderne, München.
- Giddens, Anthony (1991): The Consequences of Modernity, Cambridge/Oxford.
- Gilmore, David D. (1991): Mythos Mann. Rollen, Rituale, Leitbilder, München.
- Haindorff, Götz (1997): Auf der Suche nach dem Feuervogel. Junge Männer zwischen Aggression, Eros und Autorität, in: Möller 1997a: 109-146.
- Hausen, Karin (1976): Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ - Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Conze, W. (Hg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas, Stuttgart: 363-393.
- Hollstein, Walter (1988): Nicht Herrscher, aber kräftig. Die Zukunft der Männer, Hamburg.
- Honegger, Claudia (1991): Die Ordnung der Geschlechter, Frankfurt a. M..
- Hüttermann, Jörg (2000): Polizeialltag und Habitus: Eine sozial-ökologische Fallstudie, in: Soziale Welt 51: 7-24.
- Janshen, Doris (Hg.) (2000): Blickwechsel. Der neue Dialog zwischen Frauen- und Männerforschung, Frankfurt a.M.
- Kanter, Rosabeth Moss (1987): Some Effects of Proportions on Group Life: Skewed Sex Ratios and Responses to Token Women, in: Deegan, M. J./Hill, M. (Hg.): Women and Symbolic Interaction, Boston: 277-301.
- King, Vera (2000): Entwürfe von Männlichkeit in der Adoleszenz. Wandlungen und Kontinuitäten von Familien- und Berufsorientierungen, in: Bosse, H./ King, V. (Hg.): Männlichkeitsentwürfe. Wandlungen und Widerstände im Geschlechterverhältnis, Frankfurt a. M.: 92-107.
- Klein, Michael (1990): Sportbünde - Männerbünde?, in: Völger, G./ Welck, K. v. (Hg.): Männerbände - Männerbünde. Zur Rolle des Mannes im Kulturvergleich, Bd. 2, Köln: 137-148.

- Klein, Uta (2000): Militär und Männlichkeit. Gemischte Truppe: Die Bundeswehr nach dem EuGH-Urteil, in: *Kommune* 6/2000: 6-11.
- Klein, Uta (2001): Wehrdienst in Israel. Seine Bedeutung für das Männlichkeitsverständnis, erscheint in: Döge, P./ Meuser, M. (Hg.): *Männlichkeit und soziale Ordnung. Neuere Beiträge zur Geschlechterforschung*, Opladen.
- Kreisky, Eva (1995): Der Stoff, aus dem die Staaten sind. Zur männerbündischen Fundierung politischer Ordnung, in: Becker-Schmidt, R./Knapp, G.-A. (Hg.): *Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften*, Frankfurt a.M.: 85-124.
- Kreisky, Eva (2000): Geschlechtliche Fundierung von Staat und Politik, in: *Janshen* 2000: 167-192.
- Lange, Ralf (1998): Männer - Macht - Management. Zur sozialen Konstruktion von hegemonialer Männlichkeit im Management von Organisationen, in: *Widersprüche* 18, Heft 67: 45-61.
- Lipman-Blumen, Jean (1976): Toward a Homosocial Theory of Sex Roles, in: *Signs* 1: 15-31.
- Loos, Peter (1999): Zwischen pragmatischer und moralischer Ordnung. Der männliche Blick auf das Geschlechterverhältnis im Milieuvvergleich. Opladen.
- Matthesius, Beate (1992): *Anti-Sozial-Front. Vom Fußballfan zum Hooligan*, Opladen.
- Meuser, Michael (2000a): Dekonstruierte Männlichkeit und die körperliche (Wieder-)Aneignung des Geschlechts, in: Koppetsch, C. (Hg.): *Körper und Status. Zur Soziologie der Attraktivität*, Konstanz: 211-236.
- Meuser, Michael (1998a): *Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster*, Opladen.
- Meuser, Michael (1999): Gewalt, hegemoniale Männlichkeit und „doing masculinity“, in: Löscher, G./Smaus, G. (Hg.): *Das Patriarchat und die Kriminologie. 7. Beiheft des Kriminologischen Journals*, Weinheim: 49-65.
- Meuser, Michael (2000b): Entgrenzte Geschlechterverhältnisse? Enttraditionalisierung und habituelle Rahmen, in: Hettlage, Robert/Vogt, Ludgera (Hg.): *Identitäten in der modernen Welt*, Opladen/Wiesbaden: 217-238.
- Meuser, Michael (2000c): Perspektiven einer Soziologie der Männlichkeit, in: *Janshen* 2000: 47-78.
- Meuser, Michael (2001): „Das heißt noch lange nicht, dass sie die Peitsche in der Hand hat“ - Die Transformation der Geschlechterordnung und die widersprüchliche Modernisierung von Männlichkeit, erscheint in: *DISKURS* 11, Heft 1.
- Möller, Kurt (1995): „Fremdenfeindlichkeit“. Übereinstimmungen und Unterschiede bei Jungen und Mädchen, in: Engel, M./Menke, B. (Hg.): *Weibliche Lebenswelten - gewaltlos? Analysen und Praxis-*

- beiträge für die Mädchen- und Frauenarbeit im Bereich Rechts-
extremismus, Rassismus, Gewalt, Münster: 64-86.
- Möller, Kurt (1997b): Männlichkeit und männliche Sozialisation.
Empirische Befunde und theoretische Erklärungsansätze, in:
Möller 1997a: 23-60.
- Möller, Kurt (Hg.) (1997a): Nur Macher und Macho? Geschlechts-
reflektierende Jungen- und Männerarbeit, Weinheim/München.
- Simmel, Georg (1985): Das Relative und das Absolute im Ge-
schlechter-Problem, in: Ders.: Schriften zur Philosophie und So-
ziologie der Geschlechter, Frankfurt a.M.: 200-223.
- Steinert, Heinz (1997): Schwache Patriarchen - gewalttätige Krieger.
Über Männlichkeit und ihre Probleme zwischen Warenför-
migkeit, Patriarchat und Brüderhorde. Zugleich eine Analyse
von „Dirty Harry“ und anderen Clint Eastwood Filmen, in: Kers-
ten, J./Steinert, H. (Hg.): Starke Typen. Iron Mike, Dirty Harry,
Crocodile Dundee und der Alltag von Männlichkeit. Jahrbuch
für Rechts- und Kriminalsoziologie 1996, Baden-Baden: 1997, S.
121-157.
- Tertilt, Hermann (1996): Turkish Power Boys. Ethnographie einer
Jugendbande, Frankfurt a. M..
- Willis, Paul (1979): „Profane Culture“. Rocker, Hippies: Subversive
Stile der Jugendkultur, Frankfurt a. M..